

Zeitschrift: Schweizerische Taubstummen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Fürsorgeverein für Taubstumme
Band: 19 (1925)
Heft: 7

Artikel: Aus dem Leben eines Taubstummen [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-923033>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Belehrung

Was man sich beim Heuen merken muß.

Beim Heuen gibt es verschiedene Arbeiten. Man muß mähen, breit machen oder zetten, kehren, rechen, schöcheln, Walen machen, abrechen, nachgäbeln, aufladen und abladen.

Beim Zetten darf man keine Mahden ver-
gessen. Auch muß man das Heugras gut auf-
werfen und schütteln, damit die Tautropfen
herausfallen und verdunsten. Auch darf man
keine Grashaufen machen. Sonst wird das Heu-
gras lange nicht dürr. Beim Zetten nimmt
jedes eine Mahde für sich. Man fängt da an,
wo der Mähder zuerst angefangen hat; niemals
von unten herauf.

Beim Wenden oder Kehren steht man
auch gestaffelt hinter einander. Der beste Heuer
fängt an, der schlechteste und langsamste kommt
zuletzt. Beim Kehren wendet man immer von
der Sonne weg. So entstehen keine Schatten-
berglein.

Beim Rechen muß man den Rechenstiel
hinten halten. Sonst gibt es gern Unglücksfälle.
Mit einem Rechenstiel kann man einem leicht
ein Auge ausstoßen. Auch muß man den Rechen-
stiel möglichst hoch halten. Dann gleitet der
Rechenfamm flach durch die Grass toppeln und
die Arbeit geht leicht vonstatten. Wenn man
aber die Zähne steil stellt, brechen sie ab. Der
Rechen holpert und die Arbeit wird mühsam.

Beim Aufrechen macht man einfache Mahden
oder auch Doppelmahden. Auch da achtet man
möglichst darauf, daß die Sonne die Mahden
der Länge nach bescheinen kann. Ueberhaupt
schafft man bei allen Heuarbeiten das Heu aus
dem Schatten heraus. Am Schatten wird
kein Heugras dürr.

Auch das Schöcheln muß verstanden sein.
Man nimmt von der Mahde Haufen um Haufen
und legt sie sorgfältig aufeinander. Der letzte
Haufen bildet das Dächlein. So kann über
Nacht das Heu darunter ausdörren. Bei Regen-
wetter läuft der Regen am Dächlein herab und
bringt nicht hinein.

Wenn man laden will, macht man große
Heuwalen. Man richtet sie so, daß der Heu-
wagen wie in einer Gasse zwischen den Walen
steht. Beim Abrechen reht man immer auf
die Walen oder auf den Wagen zu. Dann
macht man keine unnötige Arbeit.

Auch das Laden muß man verstehen. Man
dreht die Heuhaufen zu großen Bündeln und
beigt sie im Wagen auf; ein Bündel links, das
andere rechts und das dritte in der Mitte. So
geht man auf dem Wagen vorwärts und rück-
wärts und zuletzt bindet man alle Heubündel
zusammen mit dem Bindbaum und mit dem
Heuseil.

Im Baselbiet ladet man das Heu auf Schnef-
fen. Das sind Schlittenwagen. Sie haben vorn
Schlittenkufen und in der Mitte je ein Rad.
Im Appenzellerland und in den Graubündner-
alpen trägt man die Heuburdenen auf dem
Kopf in die Scheune. Im Engadin sammelt
man das Bergheu in Tücher und führt es heim
wie Wäschebündel. So sind auch die Heuar-
beiten an verschiedenen Orten wieder verschieden.
Man muß eben beim Heuen immer beobachten,
wie es die geschickten Heuer machen. Dann wird
man auch anständig und geschickt.

Gustav Häfelfinger,
Schüler der Taubstummenanstalt Bettingen.

Zur Unterhaltung

Aus dem Leben eines Taubstummen.

(Fortsetzung).

Daß die Nachbarn rechts und links
am Abend in der Kühle beisammen sitzen und
plaudern, wenn an den Freuden und Leiden
der Mitmenschen das ganze Dörflein herzlich teil-
nimmt, das ist in der Großstadt gar nicht möglich.
Da stirbt man und wird begraben, und die
nebenan schauen höchstens neugierig vom Fenster
nach dem Leichenzug. Daheim aber beten sie
alle im Sterbehaus für die Seelenruhe des
Abgeschiedenen. Hinter dem Pflug hertappen
— ja, das ist harte Arbeit. Aber kommt dann
die Reife, kommt der Herbst mit seinen Gaben,
dann gibt es reichlichen, köstlichen Lohn in
Scheunen und Keller. Dann kann man getrost
dem Winter entgegensehen. In der Stadt aber,
welche Armut oft. Tag um Tag in den Sonn-
tagskleidern gehen — halt, Hans, bist wohl
Freiherr geworden, wie unser lieber Lehrer?
Doch der kam auch an den Werktagen nicht
daher wie am Sonntag. Der sah auch bestaubt
und beschmukt aus, wenn er auf dem Felde
und im Hofgute nach dem Rechten sah. Was
Hans wohl treiben mag? Denn Frankfurt ist
ein teures Pflaster, wie man hört. Vom Regel-
schieben aber kommt kein Bissen zwischen die

Zähne, und wenn der letzte Groschen ausgegeben ist, dann wird der Bierhumpen auch nicht mehr gefüllt. Sollte Hans eine reiche Heirat gemacht haben und sich von der Frau und den Schwiegereltern ernähren lassen? Nein, das wäre kein Mann. Das ist die Art fauler, dummer Burschen, und die hat kurze Wege. Ein Mädchen aber, das mit solchem Burschen sich ewig verbindet, muß leichtsinnig sein, daß sich Gott erbarm. Und wenn die Schwester von derselben Art sein sollte, dann Gott behüte den, der sie heimführt. Ich soll den Pechdraht an den Nagel hängen — lieber Hans, du kennst doch das Sprichwort: Schuster bleib bei deinem Leisten! Du wirst also, lieber Hans, in der Langgasse lange warten können. Vom Treppensteigen bin ich kein Freund — vier Treppen hoch, da bist du ja hochemporgekommen. Darüber sind die Dachsparren (Balken), wo die Sperlinge wohnen. Die Stadtpapen sollen gar oft kläglich tun, besonders im Winter. Hoffentlich brauchst du niemals in ihr Klage- lied mit einzustimmen. In dieser Hoffnung wünsche ich dir alles Gute und auch deinem gastfreund- lichen Weibchen und ihrer Schwester. Mögt ihr so friedlich zusammen haufen wie die Menschen und Tierlein in der Arche Noahs, von denen nichts Uebles berichtet wird. Wohl werde ich euch einmal besuchen, wenn meine liebe Schwester, die sich demnächst in einem Vorort Frankfurts verheiraten wird, ihr neues Heim bezogen hat.

Das waren die sehr vernünftigen Gedanken Wilhelms, als er nach dem Lesen des Briefes in aller Stille darüber nachdachte. Als er ein- geschlafen war, träumte er einen seligen Traum von daheim im stillen, sonnigen Dörflein bei Müttern. Hans aber saß bis gegen Mitternacht im Gasthaus „Zum letzten Groschen“. — —

Am folgenden Tage war Sonntag. Nach dem Gottesdienste griff Wilhelm zur Feder, um den Brief seines Freundes Schönberger zu beant- worten. Er schrieb wie folgt:

„Dein Brief hat mich sehr gefreut. Er zeigte mir, daß du noch an mich denkst. Auch ich habe dich nicht vergessen und mich oft an unsere Schulkameradschaft erinnert, als wir den weisen Worten unseres geliebten Lehrers lauschten. Der verehrte Freiherr erfreut sich, Gott sei Dank, noch bester Gesundheit. Ich besuche ihn jeden Monat, und das sind dann für uns frohe Stun- den. Er beklagte sich über dich, daß du ihm so selten schreibst. Hole das Versäumte bald nach. Es wird ihn freuen.

Du hast deine Heimat verlassen? Was trieb

dich dazu? Ich vermute, daß deine Frau die Veranlassung dazu war. Sie ist wohl eine Frankfurterin und das Stadtleben sagt ihr mehr zu als das häuerliche Dorfleben. Empfange dann von ganzem Herzen die besten Glück- wünsche zu deiner Verheiratung. Für Eure freundliche Einladung sage ich Euch vielen Dank. Einstweilen kann ich der Einladung zum Besuch nicht folgen. Du schreibst gar nichts von deiner Beschäftigung dort. Eine Familie in einer Groß- stadt zu unterhalten, kostet täglich ein schönes Stück Geld. Ich bin neugierig, was du treibst, da du doch kein Handwerk erlernt hast. Mit landwirtschaftlichen Kenntnissen ist doch in der Stadt nichts anzufangen. Von dem Plane der Verheiratung mit der taubstum- men Schwester deiner Frau muß ich absehen. Die Gründe, die dagegen sprechen, daß Taubstumme einander ehelichen, hat uns ja unser Lehrer klar und ernst auseinandergesetzt. Mein Junggesellendasein ist recht erträglich. Ich habe meine lieben Eltern daheim, denen ich im Alter zur Seite sein möchte. Ich habe in der Familie meines geschätzten Meisters eine zweite Heimat gefunden und bin meinen lieben Angehörigen nahe. Fast jeden Sonntagnach- mittag wandere ich meinem lieben Heimatdörf- chen zu, um bei Vater und Mutter zu weilen. Was will ich mehr bei vorzüglicher Gesundheit und reichlichem Verdienst! Nun zum Schlusse Gott befohlen, lieber Freund, mit den besten Grüßen an deine Frau und Schwägerin. Auf frohes Wiedersehen im Herbst freut sich

dein treuer Freund Wilhelm.“

Schnell wurde der Brief dem Postkasten an- vertraut und nach dem Essen begab sich Wilhelm auf den Weg zur Heimat. Es war eine herr- liche Wanderung durch das Maigrün des Fel- des und Waldes. Unterwegs pflückte Wilhelm einen Strauß duftender Maiglöckchen für die Mutter. Dem Vater hatte er ein Päckchen fei- nen Tabak gekauft. Meister Knieriem rauchte am Feierabend und an Sonntagen gern sein Pfeifchen. Vor dem Hause aber lag der schöne weiße Spiz im Sonnenschein und blickte die Dorfstraße hinab, von woher Wilhelm an den Sonntagen zu kommen pflegte. Die Freuden- sprünge hätten ihr sehen müssen, sobald Wil- helms Gestalt am Waldrand sichtbar wurde. Daheim gab es allerlei Neues. Die Glucke hatte ein Duzend Küchlein ausgebrütet, im Stalle stand ein junges, starkes Kälblein und im Nach- barhause nebenan war fröhliche Kindtaufe. Die Burschen des Dorfes schoben auf der Regel-

bahn die Kugeln um die Wette, und Wilhelm tat mit großem Glück mit. Die Nacht schlief er droben in der Dachkammer und träumte süß wie in den Tagen der Kindheit vor vielen Jahren. In aller Herrgottsfrühe aber machte er sich auf die Beine zur Rückwanderung, um rechtzeitig wieder auf seinem Posten zu sein. Der Meisterin aber brachte er frische Eier, ein Pfund beste Landbutter und ein duftiges Sträußlein Maiglöckchen und Waldmeister mit. Die Wanderung aber erfrischte seinen Körper und Geist zu eifrigem Werke in der kommenden Arbeitswoche.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief aus Amerika.

Eine Lehrerin der Taubstummenanstalt Riehen weist seit einiger Zeit in Amerika. Sie schreibt von dort der obersten Klasse der Taubstummenanstalt Riehen einen langen, interessanten Brief. Briefe aus der Fremde sind immer lehrreich. Wir wollen darum auch den Lesern der Taubstummenzeitung einiges daraus berichten. Vielleicht haben sie Freude daran.

Die Lehrerin schreibt: . . . Habt Ihr auch schon nachgeschaut, wo ich jetzt bin? Die Reise ist sehr weit und nicht immer schön gewesen. Zuerst fuhr ich von Basel durch Frankreich ans Meer. In Boulogne schiffte ich mich ein auf den Dampfer „Deutschland“. Dieses Schiff ist sehr groß und bequem eingerichtet. Ich wohnte darauf 10 Tage und 10 Nächte, mit ein paar hundert andern Menschen. Ich hatte ein gutes Bett in einer Kabine, die ein kleines rundes Fenster hatte. Dieses Fenster durfte ich aber nicht aufmachen. Es wäre sonst Wasser herein gekommen. Tagsüber konnte ich auf dem Deck spazieren gehen oder in einem der schönen Räume lesen oder spielen. Es hatte eine große Bibliothek, verschiedene Dominos, Schachspiele, Halma usw. Es war auch ein Kaufladen auf dem Schiff, wo man allerlei kaufen konnte: Spielsachen, Handarbeiten und manche andere Dinge. Ein Coiffeur hatte auch sein Geschäft in einem der Räume und er hatte immer viel Arbeit. Es wurde auch eine Zeitung gedruckt auf dem Schiff und wir bekamen jeden zweiten Tag die neuesten Nachrichten aus der ganzen Welt zu lesen. Sie waren mit dem Radioapparat aufgenommen worden. Damit den Reisenden die Zeit nicht zu lang werde, wurde am Abend manchmal ein Konzert gegeben oder eine Kinovorstellung. Und für Kinder spielte zweimal

ein Kasperltheater. Es hatte nämlich viele Kinder an Bord. Die meisten kamen aus Deutschland. Schweizer hatte es ganz wenige; außer mir nur vier Frauen und zwei Buben. Ihr denkt vielleicht, auf einem solchen Schiff sei es wunderschön zu leben. Ja gewiß, das ist es auch, wenn man nicht seekrank ist. Ich bin es leider drei Tage lang gewesen und sage Euch, es war nicht lustig. Man mag nicht essen und nicht sprechen und nicht denken und ist froh, wenn man ruhig auf seinem Bett liegen kann.

Als das Schiff nahe zu New York kam, gab es einen so dichten Nebel, daß wir oft den Anker auswerfen und einfach stehen bleiben mußten. Denn im Nebel darf kein Schiff fahren, es könnte zu leicht mit einem andern zusammenstoßen und das gäbe ein großes Unglück. Und denkt Euch, als wir endlich in New York ans Land kamen, durfte ich nicht gleich zu meiner Freundin, die doch auf mich wartete, sondern ich mußte zuerst in eine Art Gefängnis. Ich wurde frei, nachdem ich versprochen hatte, nicht immer in Amerika zu bleiben. Seht Ihr, es wollen so viele tausend Menschen jährlich nach Amerika, manche davon sind keine fleißigen Arbeiter oder finden, trotzdem sie fleißig sind, keine Arbeit, sodaß schließlich der amerikanische Staat sie erhalten und für sie Geld ausgeben muß. Und das wollen die Amerikaner nicht mehr und prüfen alle, die einwandern.

Nun wohne ich aber seit vielen Wochen bei meiner Freundin. Vor 14 Tagen ist die ganze Familie umgezogen in ein nettes, neues Haus auf dem Land. Es gab viel Arbeit für uns alle. Die schwerste Arbeit aber, die Möbel herumtragen und wieder aufstellen, besorgten zwei große, starke Neger. Es wohnen nämlich sehr viele Neger hier. Auch unsere Waschfrau, die jede Woche kommt, ist eine Negerin. Und wenn sie auch den ganzen Tag die Hände im Seifenwasser hat, so werden sie eben doch nicht weiß.

In die Stadt New York gehen meine Freundin und ich gewöhnlich einmal in der Woche, um Besorgungen zu machen. Stellt Euch vor, in dieser Stadt, wo die vielen hohen Häuser stehen, wohnen zweimal so viel Leute als in der ganzen Schweiz mit ihren vielen Städten. Die Straßen haben keine Namen, sondern Nummern. Ich bin z. B. in eine Taubstummenanstalt an der 163. und in eine an der 23. Straße gegangen. Die sind weit auseinander, und ich bin von einer zur andern in der Untergrundbahn gefahren. Das ist ein Tram, das immer unter